

## Der Blick durchs Terrarium

Soloschau von Leonardo Bürgi Tenorio im Kunsthaus Baselland hinterfragt europäische Perspektive auf globalen Süden.

Iris Kretzschmar

Ein Stockwerk für sich allein: Das verspricht das Wettbewerbsformat «Solo Position». Es ermöglicht jungen Kunstschaffenden aus der Region eine erste institutionelle Einzelausstellung – im Obergeschoss des Kunsthauses Baselland.

Aus 41 künstlerischen Eingaben filterte eine Jury, bestehend aus der Fachkommission Kunst des Kantons Baselland und der Direktion des Kunsthauses Baselland, fünf Positionen heraus, die ihr Konzept genauer vorstellen durften. Die Ideen, welche das Fachgremium am meisten überzeugten, waren jene von Leonardo Bürgi Tenorio (\*1994).

### Den eigenen Standpunkt hinterfragen

Wenn heute von einer einseitig europäischen Perspektive auf den globalen Süden gesprochen wird, ist Bürgis Ausstellung eine Chance, den eigenen Standpunkt zu hinterfragen. Der Gang durch die hellen Räume der Ausstellung «the paths we walk» zeigt, wie Objekte, Zeichnung und Malerei sich zu einem Denkraum verdichten.

Bürgis sensibler Blick auf Themen wie Kolonialismus, Welthandel oder ökologische Fragen ist heute wichtiger denn je. Im Gespräch mit Ines Goldbach sagt er: «Als Sohn einer mexikanischen Mutter und eines Schweizer Vaters bin ich fast schon so etwas wie ein Neo-Mestize. Ich denke, dass Identitäten und Realitäten von Menschen mit gemischten ethnischen Hintergründen die Komplexität des Kolonialismus widerspiegeln.»

Im Zentrum steht Bürgis Faszination für Terrarien. Seit langem pflegt er in seinem Atelier solche Pflanzenbehausungen, gewährt ihnen aber erst im letzten Raum seiner Schau einen Auftritt. Und dass es hier nicht um eine private Leidenschaft des



Das Werk «from shadow to soil» von Leonardo Bürgi Tenorio wird im Kunsthaus Baselland gezeigt.

Bild: Finn Curry



Der Künstler Leonardo Bürgi Tenorio. Bild: Moritz Schermbach

Künstlers geht, sondern einen gemeinsamen Weg, den es zu beschreiten gilt, macht das «we» im Ausstellungstitel deutlich.

Damit im Zusammenhang stehen Fragen zu historischen und heutigen Verhältnissen zu sogenannten einheimischen Pflan-

zen, zu deren Herkunft und Image. Sind nicht viele Gewächse und Gewürze aus unserem Alltag über den weltweiten Handel nach Europa gekommen?

Den Auftakt dieses Raumes bildet eine kleine historische Fotografie mit Transportbehältern für exotische Pflanzen, sogenannten Wardian Cases. Doch der Blick auf die Vergangenheit ist durch ein Holzraster verstellt. Der Künstler hat die Kästen 1:1 in hellem Holz nachgebaut. Zwei solche Objekte stehen mit geöffneten Schiebetüren, gefüllt mit blühenden Orchideen, im Raum, ein drittes wird von zwei dunklen Figuren getragen.

Die lebensgrossen, gesichtslosen Erscheinungen aus Erde wirken wie Schatten aus der Vergangenheit. An der Wand zeigen drei filigrane Zeichnungen fiktive Landschaften, wo die Behältnisse wie Raketen durch die Luft fliegen. Das Erforschen der Im-

porte führt in frühere Jahrhunderte zurück und erinnert an den europäischen Drang des Kategorisierens von Pflanzen. So übernahmen die Europäer viel Know-how aus den indigenen Kulturen, das der Wissenschaft diente.

Weiter hinten hängen mit rätselhaften Zeichen dekorierte Balkonkistchen mit Blumen. Sie führen zu den Geranien, dem Inbegriff spiessiger Schweizer Balkone. Doch das Gewächs stammt nicht von hier, es wurde von Südafrika nach Europa eingeführt.

### Tropenhelme werden zu Quallen

Nicht nur die Augen, sondern auch die Nase wird in der Schau angesprochen durch fein duftende Blüten oder eine Landschaft aus Räucherpyramiden, die Bürgi selber hergestellt hat. Auf einem grossen Gemälde erhebt sich eine Berglandschaft mit einem Vulkan aus dem Meer.

Schwebende Tropenhelme, Relikte kolonialer Eroberer, verwandeln sich darauf zu Quallen.

Die Tiere sind, wie Bürgi erläutert, «wichtige Indikatoren und Vorboten der Erwärmung des Planeten.» Im letzten Raum ist eine ganze Installation von leuchtenden Terrarien auf Kartons aufgebaut. Die kleinen Pflanzenhabitate erfuhren in der Pandemie ein Revival. Als das Reisen während des Lockdowns unmöglich war, wurden sie zu tröstenden Ersatzwelten. Mit ihrer stillen Präsenz stehen sie nicht nur für kleine private Paradiese, sondern auch für unser Verhältnis zur Natur und den Umgang mit der Welt. Eindrücklich, wie ein unspektakuläres Einrichtungsobjekt nun in einem ganz anderen Licht erscheint.

Kunsthaus Baselland, Leonardo Bürgi Tenorio: «the paths we walk», bis 23. März.

### Randnotiz

#### Kein Nein

Dreimal durfte ich bislang Japan bereisen, insgesamt zwei Monate habe ich auf der Insel verbracht, kein einziges Mal habe ich das Wort «Nein» gehört. Was mitunter daran liegen könnte, dass nur sehr wenige Einheimische Deutsch sprechen. Doch hörte ich auch die japanische Entsprechung «iie» nie.

Wüsste ich nicht besser, dass mein iPhone in China – mit Zulieferungen aus Indien und Vietnam – zusammenge-schraubt wurde, so würde ich darauf wetten, dass das smarte Ding japanische Gene trägt. Selbst wenn sich mein Handy gerne als Lexikon aufspielt, scheint es das Wort «Nein» nicht im Vokabular zu haben.

So bietet mir das Gerät, das mir hartnäckig die Einrichtung der Gesichtserkennung aufschwätzen will, seit Monaten zwei Optionen: «Jetzt» und «Später». «Nein» ist keine Option. Ähnlich verhält sich mein Laptop, der mir täglich den Zugriff auf meine genauen Koordinaten abringen will. Zur Auswahl stehen jeweils «use precise location» oder «not now». Auch hier kann man sich nicht für «no» entscheiden.

«Jetzt oder nie» hat also ausgedient. «Jetzt oder bald» ist an seine Stelle getreten. Und mit ihm eine Zermürbungstaktik, bei der zu gut absehbar ist, dass ich einknicke. Vorerst bleibe ich standhaft, doch merke ich bereits, wie erste Muster auf meinen Schreibstil abfärben.

Deshalb zum Schluss diese Frage an Sie, geschätzte Leserinnen und Leser: Braucht diese Glosse Ihrer Meinung nach eine Pointe? Ja oder später?

Stefan Strittmatter  
stefan.strittmatter@chmedia.ch

## Auf der Alp am Picassoplatz

Alphörner, klassische Musik und Yoga: Das Sinfonieorchester Basel füllt eine Marktlücke, von der niemand wusste, dass es sie gibt.

Elodie Kolb

Man kann fast das Gras riechen und hört fast die Kuhglocken bimmeln, wenn Megan McBride und Sebastian Schindler im Duo mit ihren Alphörnern die Schweizer Berge heraufbeschwören. Beinahe geht vergessen, dass man sich nicht auf einer Alp, sondern am Basler Picassoplatz befindet, dem Probenzentrum des Sinfonieorchesters Basel. Auf bunten Yogamatten atmen 28 Menschen tief ein und aus. Während von hinten die Hörner durch den Raum schallen, leitet Nathalie Bont vorne bei der Orgel zum gemeinsamen Atmen an, singt Mantras, führt die Mitturnenden in den herabschauenden Hund oder in die Berghaltung.

Für die laufende Saison hat sich das Sinfonieorchester Basel

ein neues Vermittlungsprojekt einfallen lassen. Einmal im Monat öffnen sich die Türen des Proberaums für eine Yogastunde, die jeweils zwei Mitglieder des Orchesters musikalisch begleiten: mal mit Bratschen, mal mit Perkussion, mal mit Alphörnern.



Yogakurs mit Livemusik am Picassoplatz.

Bild: Bettina Matthiessen

Platz gibt es für 30 Personen und die Plätze scheinen begehrt: Bereits Anfang Januar sind die Termine für das «Yoga with Live Music» bis und mit April auf der Website ausverkauft. Mit 20 Franken pro Stunde bewegen sich die Ticketpreise für das mu-

sikalische Yoga am günstigeren Ende der regionalen Angebote.

Mit der Trendsportart will das Sinfonieorchester einen niederschweligen Zugang zur klassischen Musik schaffen. Man würde sich freuen, wenn die Yogis «irgendwann auch ins Sinfoniekonzert kommen». Aber in erster Linie möchte man, wie Mediensprecherin Elisa Bonomi ausführt, «neue Ansätze und Verbindungen schaffen und Leute erreichen, die sich sonst nicht von klassischer Musik angesprochen fühlen».

Im Besonderen seien das jüngere Erwachsene zwischen 20 und 40 Jahren, die aufgrund familiärer oder beruflicher Verpflichtungen keine Zeit hätten, ein Konzert am Mittwoch- oder Donnerstagabend zu besuchen, so Bonomi. Am Sonntag hingegen gehe man allenfalls ohne-

hin ins Yoga: So lassen sich Sport und Kulturprogramm verbinden.

Auf die Frage, ob die Yoga-Community und die Anhängerschaft klassischer Musik nicht sehr ähnlich seien, antwortet Bonomi: «Wir möchten nicht eine bestimmte Zielgruppe abholen, sondern einfach ein Format finden, das Menschen anspricht. Wer dann kommt, können wir nicht vorgeben.»

### Nur noch einzelne Tickets für letzte Veranstaltung

Auf den Matten bewegen sich am ersten Sonntag im Februar mehrheitlich Frauen. Unter den Yogis sind etwa sechs, die nicht zum ersten Mal den Proberaum des Sinfonieorchesters besuchen. Während einige viel Yoga machen und keinerlei Bezug zur klassischen Musik haben, besuchen andere ein Saisonabon-

nement des Sinfonieorchesters Basel.

Vom Erfolg des Projekts sei das Sinfonieorchester überrascht worden. «Bereits die erste Veranstaltung war ausverkauft. Damit haben wir nicht gerechnet», sagt Bonomi. Es gäbe nur noch einzelne Tickets für die letzte Veranstaltung. Darüber, ob das Angebot in der nächsten Saison weitergeführt wird, hält sie sich derzeit bedeckt und verweist auf die Saisonvorschau im März.

Nachdem die Yogis ihre Matten zusammengerollt haben, zücken einige mit fasziniertem Lächeln das Handy, um die zwei Alphörner abzulichten, während Lana Zickgraf, die für die Vermittlung beim Sinfonieorchester verantwortlich ist, mit den Yogis plaudert und fleissig Flyer für Konzerte des Sinfonieorchesters verteilt.